

SARA MOSER

«Nicht einfach Milchkühe im Stall sein»

Sara ist eine zierliche Frau. Eine Künstlerin, die zusammen mit einer andern Zeichnerin an der Seitenwand des Lorrainekiosks falafingo eine Meeresunterwasserlandschaft schuf. Eine junge Frau, die einen eigenen Weg sucht. Und geht.



Selbstbild von Sara Moser: «Zeichnen war schon immer meine Leidenschaft.» Bild: zVg

Ich bin quasi eine Migrantin, eine, die von Basel hergezogen ist. Nach langer Arbeitssuche fand ich 2013 in Bern eine Stelle. Ich wohnte zuerst in der Länggasse, zusammen mit meinem damaligen Freund. Als die Beziehung in die Brüche ging, kam ich in eine kleine Wohnung an der Lorrainestrasse.

Ich bin Grafikerin. An meiner ersten Stelle blieb ich nur zwei Monate, das Arbeitsklima war nicht gut. Nachher arbeitete ich als Servierduse. Dafür bin ich total untalentierte. Dem ersten Gast leerte ich das Mineral in den Salat – aber er nahm es sportlich.

Dann fand ich in Münsingen einen Job und blieb drei Jahre. Grafik und Fotografie, ein bisschen eine Kitschbude. Sehr lieblich, chli «gshpürsch mi?», Blümchen und Schnörkelschrift. Dort ging ich, weil die Chefin mir zu wenig Lohn bezahlen konnte und weil ich die dreijährige Weiterbildung zur «Gestalterin Kommunikationsdesign» machen wollte. Nebenher arbeitete ich in einer Werbeagentur im Steigerhubel. Dort gefiel es mir tiptop, das totale Chaos, sehr authentisch. Für die Werbung zu arbeiten machte mir aber nicht so Spass. Dann habe ich chli päuselet. Ich habe immer ins Blaue hinaus gekündigt, was die meisten jeweils ganz dumm fanden, aber ich fand es ganz gut. Wir können selber dazu schauen, dass wir nicht einfach Milchkühe sind, die im Stall stehen. Es geht auch mal ohne Job. Alle sagten immer: «Du

bist so mutig!» So ein Blödsinn! Ins Blaue zu kündigen hat mich immer sehr beruhigt. «Ah, ändlech düreschnufe, chli grümschele. Mehr für mich zeichnen, spazieren, keine Termine. Am Morgen ausschlafen – für mich extrem wichtig, ich bin eine richtige Eule. Ein paar Monate war ich arbeitslos, ich probierte es auf dem RAV, meldete mich aber wieder ab, weil es mir zu blöd war dort. Man wird

nicht ernst genommen und sie wollen einem ums Verrecken einen Job andrehen. Aber ich hatte ja immer gekündigt, weil mir etwas nicht gefallen hatte. Da wollte ich nicht gleich wieder eine Arbeit, die ich nicht mochte.

Dann fiel mir der Job in den Schoss, den ich jetzt habe. Auch im Nordquartier. Jetzt komme ich wohl gar nicht mehr von dem Quartier los (lacht). Die Firma heisst !frappant, wir machen keine Werbung, sondern Broschüren und Publikationen. Ich bin als Illustratorin und Grafikerin angestellt, was mir natürlich gefällt. Keine Fliessbandbüz, schöne Arbeit. Und direkten Kontakt mit der Kundschaft!

Zeichnen war schon immer meine Leidenschaft. Den Lehrbetrieb kannte ich vom Schnuppern und das war quasi eine gegenseitige Liebe auf den ersten Blick gewesen. Man empfahl mir den gestalte-

rischen Vorkurs an der Hochschule Luzern. Taktisch war es eigentlich dumm, dass ich danach nicht dort blieb. Weil Luzern die Geburtsstätte und heutige Hochburg der Illustratoren und Illustratorinnen ist. Aber die beiden Herren, die mir die Lehre angeboten hatten, warteten auf mich. Deshalb warf ich die Studiemöglichkeiten in den Wind und ging zurück nach Basel. Und merkte damals schon, dass mich vor allem die Leute interessieren. Vielleicht sollte ich besser Sozialarbeiterin sein. Ich habe eine gut ausgeprägte soziale Ader.

Im Juni werde ich dreiunddreissig Jahre alt. Ich habe einen zwei Jahre jüngeren Bruder, und vor ungefähr zwölf Jahren hat mein Papi eine zweite Familie gegründet. Dort gab es noch ein Brüderchen und zwei Schwesterchen.

Ich bin im beschaulichen Lausen, einem Dorf im schönen Baselbiet sehr behütet und sehr klassisch aufgewachsen. Mit Garten und Meerschweinchen. Meine Mama ist Lehrerin und mein Vater ist Steinmetz. Ich musste Blockflöte spielen, was ich hasste. Wir konnten zu Fuss in die Schule, unbegleitet. In Lausen in die Primar, in Liestal in die Oberstufe. Dann kam Luzern und darauf für fünf Jahre die Grossstadt Basel.

Dort wohnte ich in einer WG mit zwei andern Frauen. Ich blühte schon auf, denn Lausen ist bünzlig, nicht SVP-verseucht, aber bieder. Basel war politisch und kulturell viel interessanter, auch von den Leuten her. Ich fing an, Couchsurfing anzubieten. Auf einer Internetplattform kannst du dein Sofa ausschreiben, alles basiert auf Freiwilligkeit und auf einem Bewertungssystem, damit du nicht plötzlich einen gefährlichen Tubel in der Wohnung hast. Der beste Couchsurfer war ein dreissigjähriger Engländer, James. Ich traf ihn wie alle vorab in der Stadt, um einen ersten Eindruck zu erhalten. Er hatte keine Beine! Ich war total verwirrt, weil wir im dritten Stock wohnten ohne Lift: «Das hättest du sagen sollen!» Er: «Wieso?» Er sehe kein Hindernis, also brauche er nichts zu thematisieren. Ich kam mir etwas blöd vor, denn was er sagte, war logisch. Er hatte einen Rollstuhl dabei, bewegte sich aber in der Wohnung auf



den Händen, flink und natürlich. Er wohnte zwei Monate bei uns, kochte auch regelmässig. Er hatte die Beine mit achtzehn durch einen schlimmen Unfall verloren. Das Beste war, dass er nach Basel gekommen war, um eine Tanzshow zu geben!

– Ich wollte immer reisen. Weil ich keinen Schutz hatte während der Lehre, lud ich die Welt zu mir heim ein. Auch heute noch möchte ich reisen, finde aber immer eine Ausrede, warum es grad nicht passt.

Nach vier Jahren Lehrzeit konnte ich leider nicht im Betrieb bleiben. Es kam der Umzug von Basel nach Bern, im Fall ein kleiner Kulturschock: In Basel ist man sich gewohnt, dass ständig Fremde kommen und gehen. Am Dreiländereck treffen die unterschiedlichsten Menschen aufeinander, das ist normal. In Bern hatte ich den Eindruck, dass alle einander schon kennen, seit sie auf der Welt sind. Bern war wie ein Kuchen, der keine zusätzlichen Zutaten braucht. Ich fand es relativ schwierig, Anschluss zu finden. Obwohl ich mich selber als offene Person einschätze. Ich suchte den Anschluss überall, im Ausgang, bei den Nachbarn – wo ich ihn dann auch fand. In Basel wirst du von aussen angesprochen, in Bern musst du den ersten Schritt machen. Vielleicht ein Klischee, aber es war mein erster Eindruck. Wenn man jedoch mal Kontakt geknüpft hat, ist es fantastisch. Ich habe inzwischen viele gute Leute kennengelernt.

Traum – eher eine Wunschvorstellung: Dass man einander positiver und toleranter begegnet, egal, wer vor dir steht. Die Mitmenschen nicht als potentielle Feinde einstuft, wie es hier oft geschieht.

Mehr der afrikanische Stil. Mein Vater – seine Frau ist aus Guinea Conakry – erzählt manchmal. Man rede dort miteinander auf der Strasse und begegne einander mit weniger Misstrauen als hier.

Aufgezeichnet von Katrin Bärtschi

+ 68 ebenso spannende Quartier-Chöpf-Portraits finden Sie auf www.afdn.ch